

Der grosse St. Bernhard und sein Hospiz [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Fähigkeiten angespannt werden, aus dem ärmsten, hienersreichsten Land eine weit mehr als genügende Menge Güter herausgeholt werden kann. Das mußte bewiesen werden. Doch jetzt kommt das große Aber. Was ist im Grunde damit erreicht? Es ist, als wären wir lange, mühsam, mit Aufbietung der letzten Kraft auf einen hohen Berg gestiegen, und nun, wie wir oben sind, — Nebel, nichts als Nebel. Keine Spur von Fernsicht, nichts als überall ein graues, unfabbares Nichts. Wie schön war das doch unten am Berg, so ungefähr vor hundert Jahren. Zur Zeit der Helvetik! Herrgott, gab's da Ziele, Ideale! Freund, das ist es, wir haben keine Ideale mehr! Damals vor hundert Jahren: wirkliche Demokratie, Volksbildung, Volksaufklärung. Dem ausgehungerten Land Erwerbsquellen! Das haben wir alles erreicht, wir sind oben am Berg. Oder ist es etwa nicht wahr? Haben wir die Demokratie nicht verwirklicht, bis in ihre letzten Folgerungen? Sieh sie Dir einmal an, diese Demokratie! Steh Deine Nase einmal in eine unserer politischen Parteien; ganz gleichgültig, in welche, und Du wirst blaue Wunder erleben, wie ideal dieses Ideal verwirklicht worden ist! Denk Dir, wie unsere Wahlen und Abstimmungen zustande kommen, mit welchen Wühlereien und Sekereien! Verfolge die Politik der letzten Jahrzehnte nach rechts und links, überall wirst Du als Triebkraft einem rücksichtslosen Erwerbs- und Interessenstandpunkt begegnen. Und das zweite: die Volksaufklärung! Sind wir da nicht durchgedrungen, haben wir nicht den Schulzwang durchgeführt? Sind unsere Schulen nicht die besten Europas? Wäre ohne diese Schulen, ohne jene raffinierte Interessenpolitik unserer modernen Demokratie diese Landesausstellung, und ihr prunkender Beweis für die wirtschaftliche Tüchtigkeit dieses kleinen Ländchens möglich? Selbstverständlich nicht! Aber hier auf dieser Höhe fragen wir uns doch einmal: was haben wir den verloren? Ich will es Dir mit einem Wort sagen: Wir haben die Religion verloren. Das klingt trivial. Aber wir

wissen gar nicht mehr, was Religion ist. Wir meinen, das sei ein Glaubensbekenntnis, ein Wissen von göttlichen Dingen. Wir sind soweit gegangen, Religion in der Schule zu lehren. Das ist alles Unsinn, Religion ist kein Wissen, kein vernunftmäßiger Begriff, sondern es ist ein Sinn, wie das Gesicht, wie das Gefühl. Man kann keinen Blinden sehend machen. Aber wie es Berufsarten gibt, die das Augenlicht ruinieren, so gibt es eine Lebensweise, die die Religion tötet. Und so haben wir gelebt in diesem letzten Jahrhundert, daß uns der feinste Sinn nach und nach abhanden gekommen ist. Das Höchste, was wir alle im Leben suchen, umschreiben wir mit dem Wort Glück. Aber keiner weiß zu sagen, was es ist. Es ist ein Unbewußtes, ein Ahnen. So ist es mit der Religion, das ganz und ausschließlich nur ein Ahnen ist. Ich für mich meine, daß der Mensch nicht mehr verlieren kann, als dieses Ahnen, diesen feinsten Sinn, durch den er in einem wunderbar intimen Zusammenhang mit der Natur steht, oder mit dem, was hinter der Natur waltet. Möglich und wahrscheinlich, daß in der Ausbildung dieses Sinnes die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes liegt, und wiederum wahrscheinlich, daß diese Ausbildung erst dann möglich ist, wenn der Mensch nicht mehr so hart und schwer um seine Lebensbedürfnisse ringen muß. Also ist es ja wohl nötig, daß diese Bedürfnisse befriedigt werden können, aber sie dürfen nicht Zweck werden, sie sind nur Mittel, nicht Ziel. Und das ist es, wir haben allüberall, auch mit unserer Volksbildung und Aufklärung, mit ihrer ausgesprochenen Vorliebe für das Nützliche und Einträgliches, das Unwichtige zum Wichtigen gemacht. In der modernen Malerei aber erkenne ich eine bewußte — sofern man in der Kunst überhaupt von Bewußtsein sprechen kann — eine bewußte Abkehrung und Umkehrung von der bisherigen Entwicklung. Eine scharfe Verneinung des Zeitgeistes spricht aus ihr, und deshalb erregt sie den Widerspruch aller derer, die kritiklos in diesem Geiste aufgewachsen sind. (Fortf. folgt.)

Der große St. Bernhard und sein Hospiz.

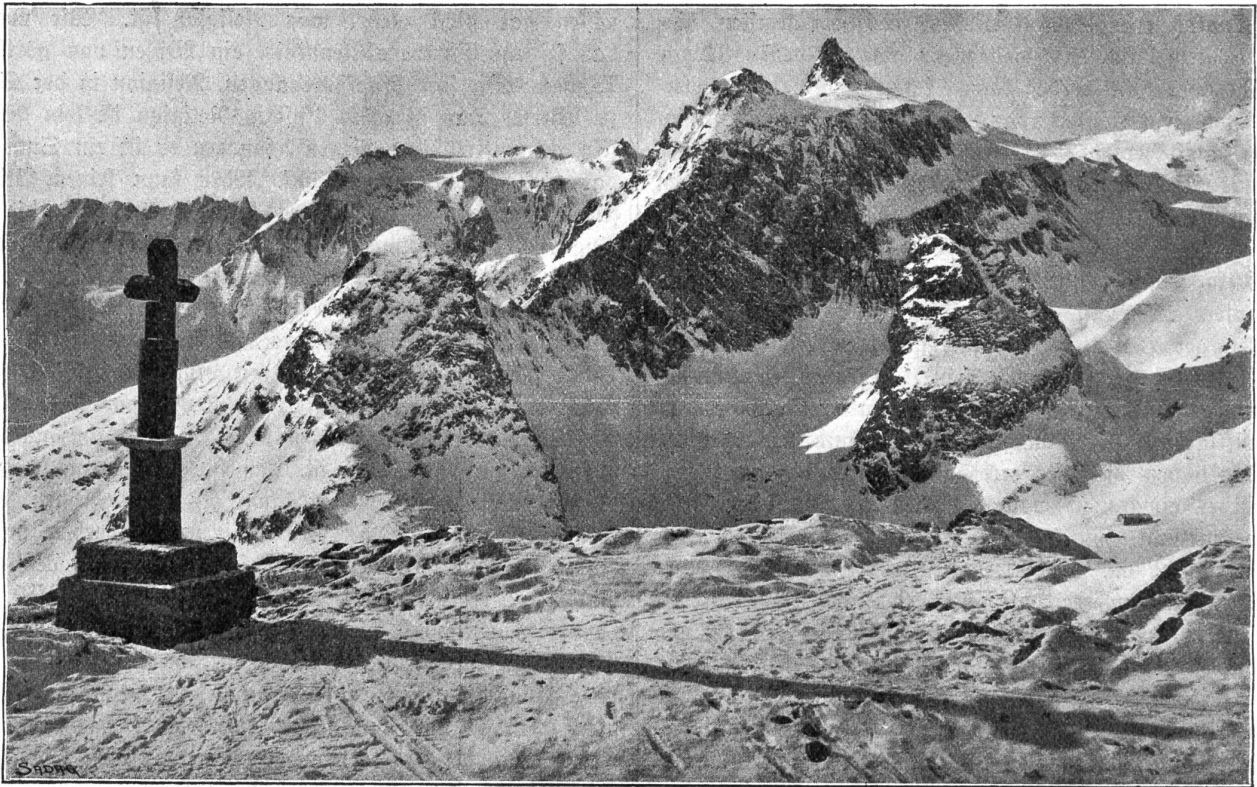
(Schluß.)

Auch das Hospiz hat seither eine bedeutende Erweiterung erfahren. Zu dem Hauptbau, der im 16. Jahrhundert schon entstanden ist, kam 1786 das sog. Hotel de St. Louis und ein 1898 erstellter Nebenbau. Der Hauptbau, der mit den Nebengebäuden durch einen gedeckten Gang verbunden ist, enthält neben den Wohnräumen für die Mönche, die Eßsäle und Schlafräume für arme Durchreisende, ferner die Klosterkirche und die Klosterbibliothek, die 13 000 Bände, das bereits erwähnte Münz- und Altertümerkabinett und eine entomologische und mineralogische Sammlung aufbewahrt. Hinter diesen drei Gebäuden steht die Leichenhalle, La Morgue, in der die unbekannten Verunglückten zur Identifikation ausgestellt werden und die jedem Wanderer, der hier Einblid erhält, einen unausslöschlichen Eindruck hinterläßt.

Vom Hospiz aus südwärts, auf der Grenzscheide, liegt der kleine Pabsee in einsamer Höhe von 2446 Meter. An seinem rechten Ufer führt die Straße talabwärts nach Vosta; auf italienischer Seite, an der Stelle des römischen Hospiziums, stehen heute ein Steinkreuz mit der Aufschrift „Deo optimo maximo“ und auf hohem Steinsockel eine Bronzestatue des St. Bernhard.

Und nun noch einiges über die Bedeutung des Hospizes und über die Arbeit seiner Bewohner. Alljährlich zählt das Kloster 20 000 bis 22 000 Reisende, die in seinen Räumen unentgeltlich verpflegt und beherbergt werden. Auch den vermöglichen Touristen wird keine Rechnung gestellt; diese legen dafür den ungefähren Betrag in den Opferstock, manche fügen noch ein Geldstück darüber hinaus zu; das Kloster erhält sich aus Spenden, die ihm reichlich zufließen. Zur Winterszeit, d. h. während ca. neun Monaten, steigen jeden Tag je zwei Knechte, „Marronniers“ genannt, vom Hospiz aus zu den Zufluchtsstätten hinunter, um den Weg nach Reisenden abzusuchen. Bei Lawinengefahr gehen Klostergeistliche mit ihnen. Stets sind sie in Begleitung ihrer Hunde, die ihnen zur Auffindung im Schnee verschütteter treffliche Dienste leisten. Anschaulich schildert Fr. Tschudi in seinem Alpenwerk das Winter-Leben auf dem Großen St. Bernhard:

„Auf dem St. Bernhard fallen bloß im Sommer große Schneefloeden, im Winter dagegen gewöhnlich trodene, kleine Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Tür- oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu sechs bis neun Meter hohen lodern Schneewänden an, die



Das Steinkreuz auf dem Plan du Jupitre des Grossen St. Bernhard.

alle Pfade und Schlünde bedecken und in geeigneter Lage beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiefe stürzen. Die Reise über diesen Bergpaß, wo noch die Spuren eines dem penninischen Jupiter geweihten Tempels sich finden, weswegen die Römer den Berg Mons Jovis nannten, ist nur im Sommer bei klarem Wetter ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter dem fremden Wanderer ebenso mühselig wie gefahrdrohend. Fast alljährlich fordert der Berg seine Opfer, die in einer besonderen Leichenhalle aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald stürzt der verirrt Pilger in eine Kluft, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er in der pfadlosen Wildnis vor Ermüdung oder Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr aufwacht. Die Gewalt dieser Schlafsucht, eine Folge der Kälte und Müdigkeit, der nur ein sehr energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermächtig, daß sie den Wanderer in jeder Stellung bewältigt. So fanden die Mönche des Hospizes im Jahre 1829 mitten auf dem Wege einen Menschen in aufrechter Stellung, den Stock in der Hand und ein Bein emporgehoben. Er war starr und tot. Et was weiter oben schlief der Dheim des Verunglückten den gleichen eisernen Schlaf.“

Ein eigenes Kapitel ließe sich über die Hunde des Sankt Bernhard schreiben.

Wer von unsern Lesern hätte nicht den berühmten Barry, den edlen Retter, im Berner Naturhistorischen Museum gesehen! Wir Berner sind stolz auf ihn und lassen ihn uns durch den Spott des Schriftstellers Francé in dessen „Alpen“ nicht verleiden. Daß wir in Bern „Mangel an Kaffeehäusern und sonstigen Lustbarkeiten“ hätten, die den Fremden notwendigerweise ins Museum zum Hund Barry führe, um sich hier die Zeit

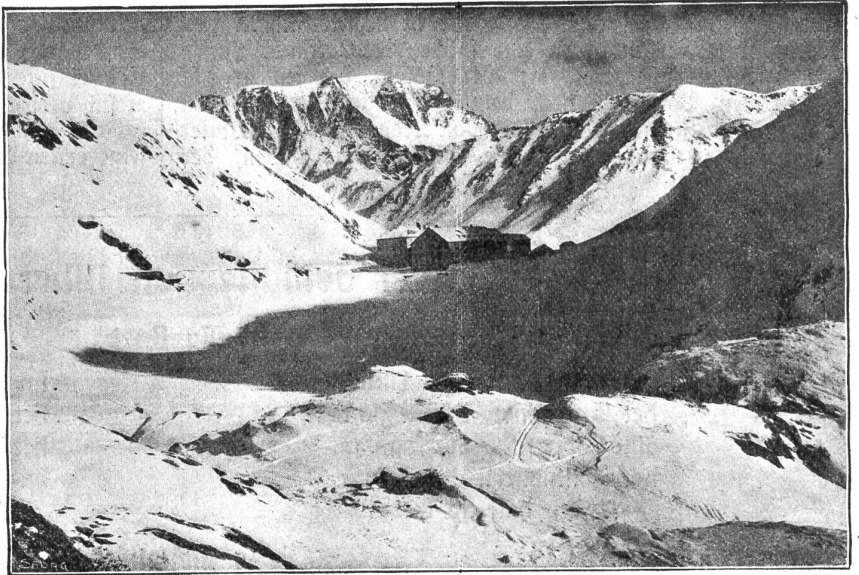
zu vertreiben, glaubt ihm heute der Dümmlste seiner deutschen Landsmänner nicht mehr. Nicht richtig ist, was Francé einer alten Erzählung nachschreibt, daß Barry von einem Verunglückten, der ihn für einen Wolf hielt, erschlagen wurde. Richtig vielmehr ist, daß ihn der Prior des Klosters, als das Tier alt und kraftlos war, durch einen seiner Diener nach Bern sandte, mit dem Wunsche, man möchte ihm, der „mehr den 40 Menschen gerettet hatte“, nach seinem Tode, welcher 1814 erfolgte, in unserem Museum aufstellen. „Es ist“, schrieb der gefühlvolle Mann, „mir angenehm und gleichsam ein Trost, zu denken, daß dieser treue Hund, der so vieler Menschen Leben rettete, nach seinem Tode nicht so bald vergessen sein wird!“ So zu



Im Winter über den Grossen St. Bernhard.

lesen in den „Alpentosen 1816“. — Die Bernhardiner sind als Rasse bei uns stark verbreitet. Sie sind starke, widerstandsfähige und kluge Tiere. Lange bevor die Rasse allgemein gezüchtet wurde, waren sie die treuen, mutigen und unermüdblichen Mitarbeiter der St. Bernhard Mönche. Im Jahre 1883 hatte nach dem Bericht von Berlepsch das Hospiz elf Hunde, von denen drei benützt wurden, um bei schlechtem Wetter die Knechte des Hospizes auf ihren Wegen nach dem zwei Stunden entfernten Martigny oder nach dem gleich weit entfernten italienischen Aosta zu begleiten. „Die Hunde,“ schreibt er, „kennen den Weg genau, selbst wenn er durch Schnee verweht ist, und in ihrer Begleitung sind die Mönche vor Verirrung und Absturz sicher. Dienste, wie der alte Barry sie häufig geleistet hat, kommen wohl kaum noch vor, auch werden etwaige Erfrischungen usw. nicht mehr wie früher von den Hunden, sondern von den Knechten selbst getragen. Doch wurden uns im Klostermuseum die Decken gezeigt, die man früher den Hunden auf den Rücken schnallte, und die Fäßchen, die sie, mit Wein gefüllt, unter dem Halse trugen.“ Gewiß mögen bei den heutigen Verkehrsverhältnissen und der geringen Benutzung des St. Bernhard-Passes zur Winterszeit, die Hunde kaum noch viel Gelegenheit haben, ihre edlen Eigenschaften zu betätigen, und damit mag die Rasse selbst auch degenerieren, aber was einer der Klosterbrüder einem Gast auf seine Frage: ob die Hunde des St. Bernhard wirklich 302 Menschen gerettet hätten, antwortete: „Gebissen vielleicht, aber nicht gerettet“, ist sicher nur ein mißverständlicher Scherz gewesen. Daß gerade die Mönche vom St. Bernhard ihre Hunde für die Rettung von Menschen herangezogen haben, hat seinen Grund in den Naturverhältnissen jener Gegend. Der Maler Julius Böggtli, der einige Zeit in dem Hospiz der Mönche weilte, um die Kirche des Klosters neu auszumalen, hat aus dem Munde der Klosterbrüder manches vernommen, was die furchtbaren Schrecken des Winters da oben eindrucksvoll beleuchtet.

So wurde der Prior einst, wie er erzählte, auf der Jagd von einer Lawine mitgerissen, konnte sich aber selbst wieder befreien. „Bruder Joseph, schon während eines Men-



Das Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard.

schenlebens auf dem Hospiz und auf dessen Besitzungen als Gärtner, Schuster, Koch und Bäcker tätig, war dabei, als im Jahre 1875 eine Staublawine dreizehn Mann begrub, von denen nur fünf wieder lebendig ausgegraben werden konnten. „Gar eindringlich wukte der freundliche Greis das furchtbare Erlebnis zu schildern. In langer Reihe, einer hinter dem andern, zogen sie, eine Gesellschaft von vielleicht 30 Mann, auf dem schmal ausgetretenen Schneepfade dahin. Still und eintönig war es um sie herum, so weit sie sahen, alles weiß von Schnee. Ohne zur Seite zu blicken, trat der Hintermann in die Stapsen des Vordermannes, niemand sprach, nichts hörte man als das Keuchen der Lungen und das Knirschen des Schnees. Da plötzlich wirft sich der Erste herum und will den Gefährten warnend „attention“ zurufen, er bringt aber nur „A“ heraus, da ist er auch schon mit zwölf Kameraden hinweggefedt, und schreierstarrt sehen die Zurückbleibenden hinunter in den Talgrund, wo die Lawine sich zur Ruhe legt und die kraftvollen Männer in eifriger Umarmung erwürgt.“ Das kleine Hochplateau, auf dem das Hospiz steht, wo der kleine See im Sommer sein dunkelblaues Wasser gegen den Himmel spiegelt, ist ringsum von Bergen umgeben, und fortwährende Lawinengefahr bedroht daher die Bewohner.

„Der Neubau für die Fremdenzimmer war bis zum ersten Stockwerk gediehen, als der Winter einzog und für diesmal der Bauerei ein Ende machte. Es ging nun eine Lawine nieder, die, gleich einem ungeheuren wilden Tier über dieses Menschenwerk herfiel, zerstörte, was zu zerstören war, und z. B. die großen, eisernen Balken, die das zweite Stockwerk tragen sollten, wie Draht zusammenbog und durcheinanderwand.

„Düster und grau steht im Sommer das alte Hospizgebäude vor dem Ankommen, im Winter jedoch hat sich Schnee in die kleinste Mauerritze und auf die geringste Unebenheit des Bewurfs gesetzt und so das ganze Haus weiß wie ein Zuckerhaus gemalt. Während man im Sommer ein paar Meter zu steigen hat, tritt man im Winter eben zur Haustür hinein, die Treppe davor ist gänzlich verschwunden. Die ganze Umgebung aber ist in ihrer Einfachheit von



Die Hunde vom St. Bernhard werden für den Rettungsdienst abgerichtet.

einer Größe, die ich annähernd nur in Winterbildern von Segantini wiederfand. In eine solche Natur hinein passen denn auch Menschen, wie der alte Hélois, der seit dreißig Jahren den Postdienst nach dem Hospiz besorgt und den beschwerlichen, gefährvollen Weg von Viddes aus im Winter wöchentlich zweimal macht. Er soll geweint haben, der

alte Mann, als der Postwagen das erste Mal nach dem Hospiz fuhr und ihn so für den Sommer entbehrlich machte. Ein einziges Mal während seiner langen Dienstzeit hat er sich verirrt und wurde von den Mönchen nach zweitägigem Suchen noch lebend wiedergefunden. „Tu ne diras rien“ waren seine ersten Worte zum Prior, als er wieder sprechen konnte.“

Zwei Gedichte von Albert Leupin.

My Bueb.

Het 's Buebli es bös Lüünli gha,
Het 's dräcklet, Büüle gschlage,
Süsch öppe läsi Sprüngli ta,
Ich 's Muetterli cho chlage:
„'s ich halt dy Bueb!“

Ich 's Buebli aber artig ggi,
Het 's Holz und Wasser treit,
Het 's flyssig glehrt, wie 's geng sött sy,
Ha-n-i zum Muetti gseit:
„'s ich halt my Bueb!“

's Meiteli my.

Mir hei es härzigs Bildeli,
Es noggigs Möntschbildeli,
Es zart's und apart's Müüseli
Mit fyne, chlyne Chrüüseli.
Sis Müüli chan es büschele,
Dermi e so lieb chüschele
Bis 's Muetterli ganz fyn und zart
Ihm düer die weiche Löckli fahrt:
„Bisch halt mys Meiteli my!“

Doch mängisch ich 's glych Bildeli
Es übermüetigs Wildeli,
Wo 's Chleid verschryßt und Gschirr verschlot,
Mit Gfätterschirrli ruch umgoht,
Das nachhär de no chölderlet
Und stampft und taube pölderlet,
Sogar zletscht no am Bode lyt,
Bis d'Muetter ihm es Brättschli git:
„Bisch nit mys Meiteli my!“
„...Wäm sött es jesh de sy?“

Was ist der Tod?

Der physiologische Vorgang ist hier gemeint. Auf diese Frage finden wir eine interessante Antwort in Deffers Buche „Lebensrätsel“, Verlag E. S. Moritz, Stuttgart. Man glaubt in Laienkreisen heute noch, daß, wenn der Tod eintritt, alle Organe gleichzeitig sterben. Das ist nicht richtig. Ueberlegen wir; was verstehen wir unter Tod? Das Aufhören der Körperfunktionen. Aber die Funktionen sind an die Lebenstätigkeit der Zellen geknüpft. Wenn jemand durch einen Schuß ins Herz umgebracht wird, dann tritt sofort der Tod ein, weil das Gehirn kein Blut mehr erhält. Die anderen Organe werden stillgelegt, weil das Gehirn aufgehört hat, und eben auch, weil sie keine Nahrung haben. Sie hätten noch lange leben können, sind noch so lebenskräftig. Sie sind auch ohne Nahrung noch eine Weile am Leben. Ich brauche nur an den Arm eines eben Verstorbene die Pole einer elektrischen Batterie zu legen, so zucken die Muskeln in vollem Leben. Nur eine Zeitlang, dann hören sie wegen Mangel an Nahrung auf, zu funktionieren, sie sind tot. Aber noch 2—3 Tage nach dem Tode kann man eine lebhafte Bewegung an den Glimmerzellen (z. B. der Luftröhre) beobachten, und wenn auch diese erloschen sind, findet man noch lebende weiße Blutkörperchen, die langsam und stetig ihre Amöbenbewegungen machen. Ja, wenn man ganze Organe dem Körper entnimmt, können sie eine Zeitlang am Leben bleiben. Verdanken wir doch die ungeheure Entwicklung unserer Elektrotechnik dem Zucken eines ausgeschnittenen Froschschenkels, der zufällig mit Metallen in Berührung kam! Die Organe warmblütiger Tiere sind allerdings empfindlicher, man muß sie unter günstige Bedingungen setzen, d. h. sie in geeigneter feuchter Wärme halten und Blut durchströmen lassen (oder

die sogenannte Todesche Lösung). So kann man sie noch Tage lang funktionieren sehen: die Leber bildet ihren Harnstoff, die Niere sondert ihre Ausscheidungsstoffe ab. Ja, sogar das Herz kann man so überleben lassen. In einem früheren Kapitel sprach ich von der Möglichkeit, das ausgeschnittene Froschherz noch Monate lang schlagen zu lassen. Auch das Herz von Säugetieren kann man, sogar wenn man es 24 Stunden nach dem Tode der Leiche entnimmt, wie Kuliabko gezeigt hat, noch zum Schlagen bringen und Tage lang schlagen lassen. So lange setzen die Zellen des Herzmuskels dem Tode Widerstand entgegen.

Wie ist es unter diesen Umständen mit dem Kopf eines Hingerichteten? Das ist eine Frage, die schon sehr oft aufgeworfen wurde. Eine lebhafte Phantasie hat grauenvoll die entsetzlichen Qualen sich vorgestellt, die den abgehauenen Kopf foltern. Hängen die Sinne des vom Rumpf fallenden Hauptes noch mit der Welt zusammen? Hat dieser Kopf Bewußtsein von den Schauern des Todes, die ihn durchziehen? Wäre dem so, es wäre unmenschlich, barbarisch, die Todesstrafe zu vollziehen. In der Tat haben sich einige Staaten wie Holland und Belgien diesem Dilemma durch Abschaffung der Todesstrafe entzogen. Also, wie ist's? Wir erinnern uns der Versuche von Mosso, der einem Menschen die Halsschlagadern zudrückte: nach fünf Sekunden trat Bewußtlosigkeit ein. Nun bedenke man, daß das Gehirn auch noch von anderen Seiten mit Blut versorgt wird. Danach können wir annehmen, daß bei vollständigem Abschluß momentan Bewußtlosigkeit eintreten muß. Und wenn man auch dieses nicht annehmen will, so kommt noch eines hinzu. Bei der Enthauptung wird das Rückenmark durchtrennt. Jeder Verletzung starker Ner-